

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	7 (1917)
Heft:	49
Artikel:	Der Simelistock
Autor:	Gurtner, Othmar
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-644732

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

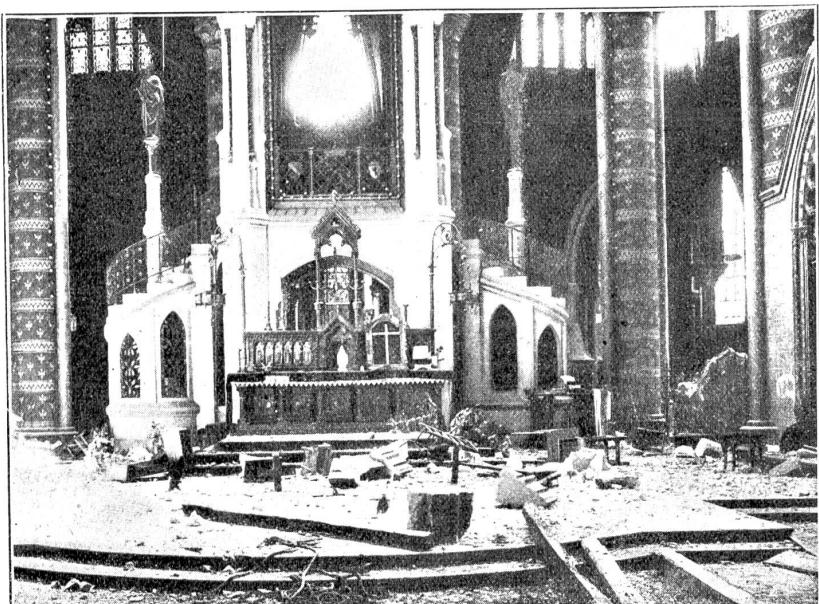
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Hochaltar der Kathedrale von St. Quentin. An den herabgefallenen Pfeilerstücken usw. kann man deutlich erkennen, daß die Zerstörungen nicht durch menschliche Hände, d. h. also durch die in der Stadt befindlichen Deutschen angerichtet sein können.

und Ergänzung der Vorschläge von Cornelius Gurlitt und E. Zittelmann und gestützt auf Art. 27 der Beschlüsse der II. Haager Konferenz folgende Sätze auf: 1. Die kriegsführenden Staaten werden eingeladen, anzuerkennen, daß keine kirchlichen oder der Kunst und der Wissenschaft geweihten Gebäude zu militärischen Zwecken verwendet werden dürfen. 2. Diese Gebäude und Denkmäler sollen durch ein Zeichen (Goldenes Kreuz oder Goldener Stern) kenntlich gemacht werden; sie und ihre Umgebung müßten durch Maßnahmen gesichert sein. 3. Die Integrität dieser Schongebiete soll durch einen Beauftragten eines neutralen Staates überwacht werden. 4. Eine internationale Kommission soll die zu schützenden Kunstdenkmäler bezeichnen. — Es ist von den Verfechtern dieses Gedankens also ein neues internationales Institut im Sinne des Roten Kreuzes und des Roten Sternes in Aussicht genommen. Der Sitz ist Bern zugesagt.

Wir stehen der Sache, wie gesagt, mit Zweifel gegenüber. Einmal deshalb, weil sie in der Hauptfrage von Deutschen verfochten wird. Nicht, daß an der guten Absicht dieser Männer zu zweifeln wäre. Aber man stelle sich die Gefühle der Franzosen diesen schönen Ideen der deutschen Professoren gegenüber vor: Im Herzen die furchtbare Wunde, das Bewußtsein, daß mitten im schönsten Frankreich eine Wüste liegt, durch den Feind verursacht, der zuerst internationale Verträge (Belgien) bricht; dieser Feind macht eine schöne Geste, nimmt sich des kleinen Restes der in Nordfrankreich stehenden gebliebenen Kirchen und Denkmäler an in dem Moment, da sein militärischer Sieg und die Niederlage und Demütigung des Gegners ihm gesichert erscheinen: Nein, von dieser Seite ist nach unserm Empfinden kein Verständnis für den „Goldenen Stern“ zu erwarten. Wer logisch denken kann und kein Heuchler ist, muß das begreifen. Man stelle sich nur die Situation als auf der Gegenseite liegend vor: mitten durch die Rheingegend zieht sich ein Wüstenstreifen, in dem die ehemaligen Dörfer noch als helle Flecken, die Städte als Trümmerhaufen erkennbar sind, in dem das Grün verschwunden und die Erde das Aussehen einer beulenbedekten Leiche hat. Niemand wird behaupten können, daß in diesem Falle in Deutschland großes Interesse für ein neu zu schaffendes internationales Bureau in Bern zu finden wäre.

Zweitens steht — da doch für diesen Krieg das Unter-

nehmen als aussichtslos erscheint — die projektierte Neugründung den Glauben an spätere neue Kriege voraus. Dieser Glaube ist absurd, wenn er auch — wir geben es zu — seine Gründe durchaus der Wirklichkeit entnimmt. Aber uns scheint, er sei aus einem abgrundtiefen Pessimismus heraus geboren, den zu bekämpfen die heilige Pflicht des Gegenwartsmenschen ist. Denn nur der Glaube an den Krieg hat diesen Krieg möglich gemacht und wird die fünfzig möglichen machen.

Wenn wir also unsere Zweifel nicht unterdrücken können und wollen, so möchten wir doch anderseits nicht unterlassen, zu betonen, daß der Appell: „Friede dem Kunstwerke!“ die Unterstützung zum mindesten der Neutralen verdient. Diese Unterstützung kann zwar im gegenwärtigen Krieg nur eine moralische sein. Wir können unsere Sympathien aussprechen allen den Bestrebungen derjenigen Kriegsführenden, die vermöge ihrer besseren Einsicht oder ihrer besseren Kriegslage imstande sind, der Pflege der Kunstdenkmäler ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Wir betrachten es durchaus als Verdienst des deutschen Volkes, daß es seinen schon im Frieden

sich anerzogenen Respekt für das Kunstwerk auch im Krieg betätigt. Beispiele hierfür sind uns wohl bekannt. Die Deutschen sind bekanntlich die fleißigsten Kunsthistoriker. Ihr Sinn für Sammlung und Pflege der Kunstsäume ließ ihnen das Ordnen und Verwalten der in Feindesland angetroffenen Gemälde-, und Skulpturen- und Antiquitäten-Sammlungen zur angenehmen Pflicht werden. Die deutsche Gründlichkeit hat in Belgien und Nordfrankreich Staunenswertes geleistet in dieser Hinsicht. Wir haben ein Buch vor uns, das hierfür nur ein kleines Beispiel ist. Es enthält auf Groß-Oktav-Format, in mustergültiger Ausführung, 89 Reproduktionen von Werken eines französischen Meisters*) der Röoko-Zeit, die von den Deutschen durch Wegnahme aus St. Quentin und Unterbringung in Maubeuge in Sicherheit gebracht wurden. Ein deutscher Gelehrter, in Uniform wohl, schrieb dazu einen sehr gediegenen deutschen Text. Gewiß haben die Herausgeber die Besitzer der Gemälde-Sammlung nicht um die Reproduktionserlaubnis angefragt, und darum dürfen sie auch nicht auf die Anerkennung der Franzosen rechnen. Aus diesem Grunde erübrigte die Volemit des Vorwortes; auch die etwas demonstrative Aufschrift: „Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps“, können wir nicht als zur Sache der Kunst gehörig betrachten. Abgesehen davon aber verdient das Vorgehen der Deutschen in der Kunstpflage Nachahmung, und ganz sicher wird die deutsche Fremdherrschaft für Frankreichs Kunst in dieser Hinsicht nur gute Folgen haben.

H. B.

■ ■ Der Simelistock. ■ ■

Ganze zwei Stunden patshen wir schon im nassen Fels, um uns Nebel . . . in uns —

„Was glaubst, Heus? glückt's uns wohl heut?“

Ohne Besinnen weiter, feuchend an glattem Felsbuckel hinauf in die plattengeäderte Mulde . . . Hand in Hand stehen wir oben am Grat.

Im Simelistattel — endlich frei. Beidseitig fallen die Felsflanken steil ab — hier ins Tenn — da ins Ochsental.

*) La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV. 89 Nachbildungen von Kunstwerken in St. Quentin. Mit einer Einführung und biographischen Anmerkung von Hermann Erhard. 2. Auflage. Korpsverlagsbuchhandlung, Bapaume. Im Buchhandel bei R. Piper & Co., Verlag, München.

An den steilen Plattschüssen krabbelt der Nebel dem Grat zu. Groß und bleich steht die Sonne über der Borderspitze.

Die Platten im Tenn tragen Schneebelag. Dunkle Bodengrätelein stechen scharf ab vom Weiß des Schnees auf den Schichtköpfen. Dahinter — weit, weit — schimmern Schneeberge herüber . . .

Den Rücken an die Steilwand gelehnt, sonnen wir uns am Fuß des Simelistodes.

Nie wird uns größeres Glück zuteil, als wenn aus ungewissen Traumgebilden die große, herrlich klare Gewißheit erwacht. Erst sträuben wir uns gegen den bloßen Gedanken und zweifeln am guten Gelingen der Fahrt. Wie sich der Frühnebel weich in die Gräte verweht, so schlängt sich in zagender Wonne ein seltsames Sehnen um uns — ein Suchen und Tasten nach ruhigen Zügen der Schöpfung. Dann saugt das Morgengestein den Hauch von den Bergen und rötet die fliegenden Fähnen am Schneegrat. Befreit entgleiten die bangen Gedanken — zerschellen im jähnen Sturze — und aus den Trümmern jaucht es empor zum sonnenbeschienenen Berg: zur Tat!

Gleich der Einstieg ist schwer. An leidlichen Grifflein schiebt man sich hinaus in die Wand, die jäh, in Ueberhänge abbrechend, über dem Tenn hängt. Mit ganzem Gewicht an der Rechten, die Füße angezogen, und in winzige Tritte verstemmt, hängt man über dem Abgrund — die Linke tastet am bauchigen Wulst von rauhem Ralk . . .

„Heus, komm doch herüber und hilf!“

Wie fliegen an einer Fensterscheibe kleben wir beide übereinander. Ein frecher Tritt auf den Kopf des Gefährten — die Hand erreicht einen Griff —, schon strampeln die Knie über die Kante . . . ein langer Zug noch . . . oben. Fürwahr, eine wadelige Leiter!

Wieder vereint klemmen wir uns auf einer abschüssigen Platte fest. Jetzt gilt es, um einen riesigen Riser herumzuhangeln, um den Beginn des Risses zu erreichen, der den Aufstieg vermitteln soll. Erst ist gar noch Platz für ein Knie, doch bald schwingt sich der Körper von selber ins Leere, dann taften die Füße, den Riß zu erhaschen, und oben krallen die Finger sich fester ins glatte Gestein.

Im Riß. — Ei, ei — bist du aber eng! — Gut, daß ich mein Bäuchlein zu Hause gelassen! . . . Da bin ich schon mitten drin und sitze vergnügt in einer schüsselartigen Erweiterung nahe am Grat. Ganz nahe, an der Wand, die ein schwarzer Ram in unten bis oben zerreist, lebt ein Buntspecht. Der macht sich's aber leicht — hüpfst und flattert und tünimert sich den Teufel um Schwere und Lot. So leicht — und wir . . .

„Du, ich will nach,“ zerrt es von unten am Seil. „O ja, sicher . . . entschuldige . . . los!“

Noch einmal klemmt sich der Riß gar eng in die Platten und wählertisch darf man nicht sein in der Benutzung von Griff und Tritt, denn sie fehlen überhaupt. Noch eine lustige Kannte, dann legt sich die Wand gewährend zurück . . . im Sturme gewinnen wir den nebelentragenden Gipfel.

Großes — stilles Glück. Wir staunen und schweigen und wahllos taumeln wir, schwelgend im stolzen berauschenen Sange der Berge, brüderlich einig, versöhnt mit allem, was tief unterm Dunsthauch sich birgt, und hoch und heilig zittert in unserer Brust ein Schauer dankbarer Freude empor.

So ward uns der Simelistod.

Aus Othmar Gurtner, „Schlechtwetter-Fahrten“, mit gütiger Erlaubnis des Verlages G. A. Bäschlin, Bern, abgedruckt. (Man vergleiche die Buchbesprechung im 2. Blatt.)

Und vielleicht gerade deshalb, vermöge auch seiner herzerfreuenden Gebräuche, seiner lieben Überraschungen und sinnigen Symbolik verdankt es seine Bedeutung. Die Alten macht es wieder jung. Es frischt Jugenderinnerungen auf. Stets ist uns der helle Lichterglanz etwas Neues. Nie wird das Fest uns banal. Darin liegt seine Kraft. In ihm offenbart sich die ganze Tiefe des Gemütslebens eines Volkes. In ihm konzentrieren sich die edelsten Triebe. Und wie reich ist gerade unser schönes deutsches Weihnachtsfest!

Wie ist das Weihnachtsfest entstanden? Warum feiern wir den Geburtstag des Herrn gerade am 25. Dezember? Das sind interessante Fragen und wir wollen versuchen, sie nachstehend zu beantworten und einiges aus der Geschichte des Weihnachtsfestes in aller Kürze mitzuteilen.

Sicher ist, daß Weihnachten nicht immer am 25. Dezember gefeiert wurde. Die ersten Christen feierten den Epiphaniastag, den 6. Januar, den Dreikönigstag, den Tag der Taufe Jesu. Im Jahre 354 verlegte der Bischof Liberius Jesu Geburtstagefeier auf den 25. Dezember. Dieser Tag tritt gleichzeitig nach einer römischen Liste der Märtyrerfeste, einer Art Kalender, als Neujahrstag auf. Nicht gelehrt Berechnung war es, die den 25. Dezember als den Geburtstag des Heilandes herauslögelte, sondern Fluge Erwägung. Das Christentum hatte im 3. und 4. Jahrhundert immer noch einen harten Kampf mit dem Heidentum zu bestehen. Und dieses feierte gerade um den 25. Dezember seine größten, ausgelassensten Feste, gegen welche das einfache christliche Fest am Epiphaniastage (6. Januar) sich recht bescheiden ausnahm. Indem man nun die Geburtstagefeier Jesu auf den 25. Dezember verlegte, hoffte man, ihr zu größerer Popularität zu verhelfen. Und darin täuschte man sich nicht. Wir finden ähnliche Vorgänge übrigens noch zu andern Zeiten. Die flugen Glaubensboten liegen dem Volke die fest eingewurzelten Festtage der heidnischen Zeit, die Opfer- und Gelagetage der Götter, namentlich auch in Deutschland, indem sie diese zu Heiligtagen machten. So zum Beispiel der 11. November, der Martinsstag, der 30. November, der Andreastag, der 6. Dezember, der St. Niklaustag, spielten bei den Germanen eine sehr große Rolle. Es war bei ihrem Übertritt zum Christentum sehr wichtig, daß man ihnen solche Festtage ließ. Daraus läßt sich auch erklären, daß an diesen Tagen viel heidnischer Überglauben bis in unsere Tage haftete blieb. Und so sehr das Christentum diese heidnischen Bräuche bekämpfte, es vermochte nicht, sie auszurotten, es konnte sie nur veredeln.

Die Weihnachtstage liegen in der Zeit der Wintersonnenwende. Die Sonne hat den kürzesten Tag überwunden. Es geht wieder aufwärts, dem Lichte entgegen. Und wenn man auch noch nicht viel merkt von der Verlängerung der Tage, ein wichtiger Wendepunkt ist doch eingetreten, ein viel bedeutungsvoller Ereignis als jener Moment im Juni, wo sich die Tage zu kürzen beginnen. Im Vollgenuss der schönen Jahreszeit denkt eben der Mensch nicht an die Tage des Dunkels. Im Dezember aber ist ihm die Sonnenwende ein doppelter Bote des Lichts. Es ist nicht von ungefähr, wenn der Kampf in der Natur, der Kampf des Lichts mit der Finsternis, seinen Reflex in der Kulturgechichte findet. Nach der eheren Naturnotwendigkeit muß das strahlende Himmelsgestirn den Sieg davontragen. Deshalb mußten gerade heidnischen Vorfahren mit ihrem Sonnenkultus, die noch viel mehr mit der Natur lebten, veranlaßt werden, ein Lichtfest zu feiern, ein Siegesfest des Lichts. Der 25. Dezember war den Römern der Geburtstag ihres Sonnengottes Natalis invicti (der Unbesiegte). An diesem Tage zündeten sie Lichter und Freudenfeuer an, die jetzt in unsern Kerzenlichtern weiterleben mögen. In diese Dezembertage fiel auch das Fest der Saturnalien. Auch die persische Mithrareligion kannte den 25. Dezember als den Geburtstag des Lichtgottes. Den Neptun war der Tag der Kronostag, auch

Geschichtliches vom Weihnachtsfest.

Weihnachten ist das Fest der Feste. Kein anderes wurzelt so tief in der Volksseele, keines wird so allgemein unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung gefeiert. Es ist in erster Linie ein Fest der Kinder, das Weihnachtsfest.